

Einführende Gedanken zur postmigrantischen Idee

Die in diesem Buch formulierten Überlegungen wurden in den letzten Jahren an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen Kontexten entwickelt, diskutiert und in Teilen als Aufsätze bereits veröffentlicht. Da es mir an dieser Stelle darum geht, postmigrantische Ideen und Perspektiven weiterzudenken und in ihrer Relevanz für verschiedene Felder zu untersuchen, werde ich im *zweiten* und *dritten* Kapitel verschiedene Dimensionen des Postmigrantischen noch einmal grundsätzlich beleuchten. Punktuell scheint daher ein gewisses Maß an Wiederholung unvermeidlich. Diese habe ich bei der Überarbeitung jedoch zu reduzieren versucht, sofern sie nicht für die Stringenz der Argumentation notwendig erschien. Das bedeutet, dass die meisten Beiträge in den einzelnen Kapiteln zwar auf öffentlichen Vorträgen oder Konferenzpapieren beruhen, hier aber nicht in ihrer ursprünglichen Form wiedergegeben werden. Einige Kapitel und Abschnitte wurden eigens für dieses Buch verfasst.

Die hier versammelten Essays untersuchen die Relevanz postmigrantischer Perspektiven, die ich in den vergangenen Jahren zu verschiedenen Themen entwickelt habe, und die für eine zukünftige Migrations- und Mobilitätsforschung, die sich zugleich als Gesellschaftsanalyse versteht, von Bedeutung sein können. Jedes Kapitel widmet sich einem spezifischen Schwerpunkt; zusammen ergeben sie eine *offene Denkhaltung*, die meines Erachtens zentrale Impulse für Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens und der Demokratie in einer globalisierten Welt liefern kann.

Ein Blick in die sozialwissenschaftliche Literatur zeigt, dass unterschiedliche theoretische Ansätze entwickelt wurden, um gegenwärtige Gesellschaften zu beschreiben. Wie der Buchtitel »Postmigrantisch denken« bereits andeutet, stellt es einen weiteren Versuch dar, Gesellschaften aus einer postmigrantischen Perspektive zu lesen.

Um die in diesem Buch diskutierten Fragen und Perspektive besser einordnen zu können, werde ich zunächst einige grundlegende Gedanken aufgreifen und sie in den Kontext des Postmigrantischen einbetten. Anschließend skizziere ich die wichtigsten Themenlinien, die in den einzelnen Kapiteln vertieft behandelt werden.

Die folgenden Überlegungen – angeregt durch Gedanken von Robert Musil, Elias Canetti, Jacques Rancière, Leela Gandhi und Richard Schuberth – zeichnen Denkbewegungen nach, die eine postmigrantische Lesart von Gesellschaft inspirieren. Sie öffnen den Raum für eine Lektüre jenseits starrer Kategorien, dualistischer Zuschreibungen und nationaler Identitätsvorstellungen. Für mich markieren sie auf unterschiedliche Weise die Ausgangspunkte eines Denkens, das nicht von Eindeutigkeiten, sondern von Übergängen, Reibungen und Möglichkeitsräumen ausgeht.

»Es liegt in jedem Entweder-Oder eine gewisse Naivität, wie sie wohl dem werdenden Menschen ansteht, aber nicht dem denkenden, dem sich die Gegensätze in Reihen von Übergängen auflösen.« (Musil 1922: 240) Diese prägnante Aussage von Robert Musil formuliert in treffender Weise die Kritik an binären Denkmustern, fordert dazu auf, sich nicht mit einfachen Gegensätzen zufrieden zu geben, sondern sich den Zwischenräumen, Ambivalenzen und Übergängen zuzuwenden. Genau hier setzt postmigrantisches Denken an: Es lehnt starre, binäre Kategorien ab, durch die Menschen nach bestimmten Kriterien sortiert werden. Stattdessen werden die fließenden Prozesse der Aushandlung und gegenseitigen Abhängigkeit aufgezeigt. Gesellschaften postmigrantisch zu denken bedeutet, sich der Komplexität sozialer Wirklichkeit zu stellen, ohne sie vorschnell auf nationale Kategorien zu reduzieren. Selbst ein Jahrhundert später kann das Zitat von Robert Musil daher als eine Art erkenntnistheoretische Grundlage gelesen werden, die das postmigrantische Denken antreibt. Die Kritik an Entweder-Oder-Schemata verweist auf eine zentrale Aufgabe heutiger Gesellschaftsanalyse: die Komplexität von Lebenswirklichkeiten ernst zu nehmen und vereindeutigende Grenzziehungen kritisch zu hinterfragen.

Dieses Denken in Möglichkeitsräumen, das Musil im *Mann ohne Eigenschaften* literarisch skizziert, spiegelt sich in der Lebensrealität vieler Menschen, die sich nicht in einer einzigen Herkunft oder Kultur verorten lassen, sondern sich als Teil verwobener Geschichten verstehen. Nicht Abgrenzung, sondern relationale Vielheit¹ – ein Geflecht von Haltungen, die sich nicht ausschließen, sondern durchdringen – kennzeichnet die Lebensentwürfe und Praktiken von Menschen.

1 Édouard Glissant (2005) verwendet den Begriff »Vielheit« und meint damit die mannigfaltigen Bezüge und Verflechtungen von Menschen. Vielheit bringe das gemeinsame »In-der-Welt-Sein« zum Ausdruck und umfasse alle möglichen und denkbaren Differenzen (Bindungen, Verbindungen, Bezüge). Es geht also nicht nur um migrationsbezogene Unterschiede, wenn auch Migrations- und Mobilitätserfahrungen einen wesentlichen Teil ausmachen. Grenzüberschreitende Verbindungen, Transkulturalität und Mehrsprachigkeit waren immer charakteristisch für Lebensentwürfe von Menschen, Städte, Regionen. Diese Vielheit hat die Lebenswirklichkeiten und Orientierungen von Menschen vor Ort immer geprägt und prägt sie heute immer noch, wenn auch auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlicher Intensität. Darüber hinaus ist der Begriff neutraler, umfassender und offener und wirkt auch irritierend auf nationale Erzählungen. Die im Migrationskontext oft gebrauchten Begriffe wie

In diesem Sinne ist das Postmigrantische nicht nur eine soziologische Beschreibung, sondern dient als emanzipatorisches Erkenntnisinstrument, das Begriffe wie »Herkunft«, »Kultur« oder »Identität« *ent-essentialisiert* und in kontextabhängige, relationale Sinnzusammenhänge überführt.

Elias Canettis spöttische Bemerkung, die erste Wirkung einer Anpassung an andere sei, dass man langweilig wird, könnte somit auch als subtile Warnung vor der normativen Kraft gesellschaftlicher Konformität gelesen werden, die Gefahr, dass kulturelle Vielheit durch Anpassungsdruck unsichtbar wird – eine Erfahrung, die viele postmigrantische Praktiken und Lebensentwürfe charakterisiert. Diese Spannung zwischen individuellem Ausdrucksvermögen und gesellschaftlichen Erwartungen wird in einer postmigrantischen Perspektive nicht aufgehoben, sondern als Ausgangspunkt für neue Formen des *Dazwischen* verstanden.

Jacques Rancière (2024: 13)² ergänzt diese Überlegungen mit dem Satz: »Aber die Macht eines Gedankens besteht aus den Möglichkeiten, die er eröffnet, ohne dass er sie im Sinne gehabt haben muss«. Dies unterstreicht das transformative Potenzial von Ideen über ihre ursprüngliche Intention hinaus. Postmigrantisches Denken greift genau diese Offenheit auf. Es geht nicht um endgültige »Wahrheiten«, sondern um die Eröffnung von Möglichkeitsräumen, in denen alternative Perspektiven auf Zugehörigkeit, Gesellschaft und Biografie entstehen können.

In diese Richtung weist auch ein Gedanke von Leela Gandhi (2022: 42), der die radikale Offenheit solcher transversalen Denkbewegungen nochmals unterstreicht: »Postkoloniales Denken funktioniert dann am besten, wenn es als eine unperfekte Anschauung begriffen wird, die unbestimmt und ratlos bleibt«. Die *produktive Kraft epistemologischer Unschärfe* und damit die Unbestimmtheit sind kein Mangel, sondern Ausdruck einer Haltung, die sich bewusst gegen Etablierung neuer dogmatischer Ordnungen stellt. Vielmehr lässt sie die Komplexität und Widersprüchlichkeit der sozialen Wirklichkeit bewusst bestehen – ein Gedanke, der auch für die postmigrantische Perspektive von Bedeutung ist.

Der Titel eines Buches von Richard Schuberth (2015), *Bevor die Völker wussten, dass sie welche sind*, verweist letztlich auf ein zentrales Motiv postmigrantischen Denkens: die Vorstellung, dass kollektive Begriffe wie »Volk«, »Nation« oder »Kultur« keine natürlichen, ontologischen Gegebenheiten, sondern historische und machtvollen Konstruktionen sind. Zugehörigkeiten werden in dieser Perspektive als nachträglich geschaffene Effekte politischer Ordnungen verstanden. Postmigrantisches Denken macht diese Konstruktionen sichtbar und öffnet den Blick für andere Formen der Zugehörigkeit und des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

»Vielfalt« oder »Interkulturalität« reduzieren die vielschichtigen Lebenswirklichkeiten von Menschen auf ethnisch-nationale Eigenschaften.

2 Dabei handelt es sich um einen Kommentar zu »300 Jahre Immanuel Kant« in der Zeitschrift Philosophie-Magazin (Sonderausgabe), Nr. 28/2024, S. 12–13.

Diese Gedanken von Musil, Canetti, Rancière, Gandhi und Schubert haben einen gemeinsamen Nenner: Sie eröffnen eine Denkweise, die sich weigert, die Welt in einfachen Gegensätzen zu ordnen. Sie laden dazu ein, die Gesellschaft als einen Ort des *Dazwischen* zu begreifen, als einen Raum, in dem Zugehörigkeit nicht durch eindeutige Markierungen, sondern durch Aushandlungsprozesse, Durchlässigkeit und Neugestaltung definiert wird.

Diese Denkbewegungen kreisen auf unterschiedliche Weise um die zentralen Anliegen postmigrantischer Perspektiven. Sie stellen starre Kategorien in Frage, warnen vor Normierungsdruck, betonen das Potenzial offener Gedankenräume und entlarven homogenisierende nationale Konzepte als historische Erfindungen. Gemeinsam ermöglichen sie ein *Denken in Bewegung*. In diesem Sinne ist das Postmigrantische keine Theorie im engeren Sinne, sondern eine *offene und transversale Denkhaltung*: vernetzt, kritisch und auf das Mögliche fokussiert.

In diesem Buch geht es nicht darum, Menschen mit dem Etikett »postmigrantisch« zu versehen. Im Zentrum stehen vielmehr Ideen, Perspektiven, Ausdrucksformen, Praktiken und Transformationsprozesse, die unter diesem Begriff verhandelt werden. Auch wenn im Folgenden Begriffe wie »postmigrantische Generationen« oder »postmigrantische Lebensentwürfe« verwendet werden, beziehen sie sich nicht auf eine klar umrissene soziale Gruppe. Damit sind vielmehr bestimmte Sichtweisen, Artikulationsformen und Haltungen gemeint, die aus spezifischen historischen und gesellschaftlichen Erfahrungen hervorgehen und für das Zusammenleben hoch bedeutsam sind.³

Der Begriff »postmigrantisch« erweist sich dabei als besonders produktiv, da er neue Denk- und Deutungshorizonte eröffnet. Im Unterschied zum klassischen Migrationsbegriff, der häufig mit Kategorien wie Herkunft, Defizit oder Anpassung operiert, ermöglicht die postmigrantische Perspektive einen Zugang zu geteilten Geschichten, kollektiven Erfahrungen und gemeinsamen Haltungen. Das Ziel besteht nicht darin, entlang etablierter Differenzlinien zu trennen, sondern neue Formen des Zusammenlebens zu erkennen, zu reflektieren und sichtbar zu machen.

In einer nationalstaatlich organisierten Welt, die nach Eindeutigkeit verlangt, wirken postmigrantische Ideen und Lebensentwürfe daher politisch, als widersprüchliche Modelle. Sie entziehen sich gewohnten Deutungsmustern und fordern damit neue Vorstellungen von Zugehörigkeit, Biografie, Gesellschaft und Zusammenleben heraus.

Die einzelnen Essays in diesem Buch hinterfragen etablierte Kategorien, die das nationalzentrierte Verständnis von Gesellschaft, Geschichte und Bildung im Umgang mit Migration maßgeblich geprägt haben. Die Entkoppelung der Migrationsforschung von solchen dualen Denkmodellen eröffnet neue Perspektiven auf das Zu-

3 Ähnlich argumentiert Moritz Schramm in Bezug auf die Literatur- und Kulturwissenschaften (2018).

sammenleben, auf die Lebensrealitäten der Menschen. Im Anschluss an Josef Mitterer (2000) plädiere ich für eine *non-dualistische* Sichtweise, aus der heraus Phänomene, die in der traditionellen Migrationsforschung oft getrennt voneinander behandelt werden, gemeinsam reflektiert und diskutiert werden können.

Dabei spielt die genealogische Perspektive von Michel Foucault, mit deren Hilfe Ereignisse, Diskontinuitäten, ignorierte Geschichten, Brüche und andere Anfänge sichtbar gemacht werden können, eine wichtige Rolle. Demnach sind Praktiken, Ereignisse und Erfahrungen dort zu suchen, »wo man sie am wenigsten erwartet und in solchen Bereichen, die überhaupt keine Geschichte zu besitzen scheinen«, so Michel Foucault (1971: 166).

Erst wenn Gesellschaften und Zusammenleben *ent-nationalisiert* gedacht werden und die Lebenswirklichkeit der Menschen zum Ausgangspunkt genommen wird, entstehen neue Visionen für eine *mehrheimische* bzw. *weltheimische* Gesellschaft (vgl. Yıldız 2025: 9ff.).

Um diese Entwicklungen zu verstehen, haben Gilles Deleuze und Félix Guattari (1976) die Idee der »Vielheiten« eingeführt, ein Verständnis, das es erlaubt, gesellschaftliche Zusammenhänge nicht im Sinne eines »Wir/Sie«, sondern als dynamische Beziehungsgeflechte zu denken. Es geht nicht um die hegemoniale Unterscheidung von Mehrheiten und Minderheiten, sondern grundsätzlich um Vielheiten, die das gesellschaftliche Zusammenleben charakterisieren. Diese Perspektive löst die Vorstellung fester Zugehörigkeiten und kultureller Orientierungen auf und ersetzt sie durch eine fließende, relationale Perspektive. Die Gesellschaft ist kein statisches Gebilde, zu dem einige Menschen oder Gruppen »gehören« und andere nicht, sondern besteht vielmehr aus einer Vielzahl miteinander verwobener Erfahrungen, Geschichten und Praktiken.

Wenn wir über das Zusammenleben in Vielheiten nachdenken, bedeutet dies, dass sich Verhältnisse und Strukturen ständig verändern. An die Stelle starrer Zugehörigkeitskategorien tritt eine Realität, in der Menschen verschiedene Elemente ihres Lebens kombinieren, aufeinander beziehen, neu anordnen und miteinander verbinden. Diese Offenheit tritt besonders deutlich in transnationalen Lebensgeschichten zutage. Menschen leben und arbeiten in unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexten, ohne sich auf eine einzige Zugehörigkeit festlegen zu müssen. Kunst und Musik, Sprache, Kulinarik oder Mode sind aus dem Zusammenspiel verschiedenster Traditionen entstanden. Städte sind Orte, an denen sich unterschiedliche Erfahrungen überlagern und neue Formen des Zusammenlebens entstehen.

Vielheit, Mehrfachzugehörigkeiten und -orientierungen, Heimaten im Plural gehören in einer globalisierten, digital vernetzten und von Mobilität geprägten Welt zur Alltagsnormalität. In einer globalisierten Gesellschaft und inmitten gesellschaftlicher Umbrüche sind wir alle längst dabei, auf jeweils eigene Weise mehrheimisch und weltheimisch zu werden (Yıldız & Meixner 2021: 11).

Ein zentraler Aspekt postmigrantischen Denkens besteht darin, eine Analogie zu postkolonialen und dekolonialen Ansätzen herzustellen. Diese Verbindung ist hilfreich, um soziale Mechanismen und ihre Kontinuität in Vergangenheit und Gegenwart aufzudecken. Beide Ansätze kritisieren das teils implizite Fortbestehen bzw. Nachwirken kolonialer Hierarchien und Wissenssysteme. Die damit verbundenen Machtstrukturen und Denkmuster wurden über lange Zeiträume reproduziert und manifestieren sich besonders in Migrations- und Grenzregimen, den damit verbundenen Ausgrenzungsmechanismen oder der Konstruktion eines »westlichen Wir« als Gegenpol zu anderen Teilen der Welt.

Sowohl postkoloniale als auch postmigrantische Ansätze betonen, dass Migration eine Grundvoraussetzung gesellschaftlicher Entwicklung ist. Sie wird nicht als etwas verstanden, das einer bereits bestehenden Gesellschaft hinzugefügt wird, sondern als eine Realität, die dieser von Beginn an eingeschrieben ist. Migration ist »unmittelbar immanent« (Lorey 2022: 169). Die Vorsilbe *post-* bedeutet dabei nicht einfach ein chronologisches »Danach«, sondern verweist auf eine kritische Auseinandersetzung mit der Kontinuität von Machtverhältnissen und sozialen Konstruktionen. Es geht um einen Perspektivwechsel, der die binäre Trennung von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund radikal infrage stellt.

Die Geschichte der ersten »Gastarbeitergeneration« liefert ein Paradebeispiel dafür, dass die vorherrschenden Erzählungen in ihrer Einseitigkeit und Defizitorientierung einer genaueren Betrachtung nicht standhalten. Aus postmigrantischer Sicht ergeben sich dagegen andere Lesarten und Narrative, Arbeitsmigration als gelebte Vielheit. Diese Menschen haben unter schwierigen Bedingungen Netzwerke, Lebensformen und Mobilitätsstrategien entwickelt. Sie können praktisch als *Vorboten einer Transnationalisierung vor Ort* gesehen werden. Doch anstatt diese Erfahrungen und Lebensgeschichten als transnationale Mobilitätskompetenzen anzuerkennen, wurden sie in der herkömmlichen, national orientierten Forschung häufig als Anpassungsprobleme diskutiert.

Hier kommen die nachfolgenden Generationen ins Spiel. Sie erzählen diese Geschichten heute anders – selbstbewusst, widerständig und mit neuen Fragen. In Kunst, Literatur, Musik und Medien ist diese Neuerzählung bereits seit einigen Jahren zu beobachten. Die postmigrantischen Generationen entwickeln eigene Deutungen und Lebensentwürfe jenseits festgefügtter nationaler Vorstellungen, sie probieren neue Artikulationsformen und Allianzen. Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenleben – und müssen sich doch immer wieder mit der Frage auseinandersetzen, ob sie wirklich dazugehören. Der Autor Feridun Zaimoğlu (2000: 18) nimmt solche Fragen nach Herkunft und Zugehörigkeit spöttisch auf, indem er kontert: »Meine Sippe stammt ursprünglich aus der Krim, sie gehörten zum Volk der kriegerischen Tataren. Die nächste Generation, also meine Eltern, ist schon in der Türkei geboren. Und ich bin ein orientalischer Deutscher«.

Viele Angehörige der jüngeren Generation gehen mit solchen Zuschreibungen kreativ um. Sie spielen mit den Klischees, brechen sie ironisch und verweigern sich der Fremdzuschreibung. Sie sind aktiver und selbstbewusster als ihre Großeltern. Ein gutes Beispiel dafür ist »Migrantenstadl«, eine Online-Plattform, die Tunay Önder und Imad Mustafa 2010 in München gegründet haben. Mit einem Augenzwinkern bezeichnen sie sich als »die Stimme mitten aus der Peripherie« und hinterfragen mit provokanten, subjektiven und politischen Beiträgen gängige Klischees.

Ein postmigrantischer Perspektivwechsel ermöglicht nicht nur alternative Erzählungen, sondern auch eine neue Art des Denkens über Gesellschaft und Migration, fordert uns heraus, bestehende Machtverhältnisse kritisch zu beleuchten und bietet wichtige Impulse für das Zusammenleben in *radikaldiversen* Gesellschaften.

Inhalt des Buches

Im *ersten Kapitel*, »Von der Fremdenforschung zum methodologischen Migrantismus«, geht es darum, die Herausbildung ein *Bedeutungssystems* zu skizzieren, das bis heute den gesellschaftlichen Umgang mit Migration prägt. Aufbauend auf einer Kritik dieses »Migrantismus« wird im *zweiten Kapitel* diskutiert, wie Gesellschaften postmigrantisch gedacht werden können und welche neuen Möglichkeiten sich daraus ergeben. Im *dritten Kapitel* stehen insbesondere die Praktiken und Artikulationsformen der Nachfolgenerationen im Fokus, die hier unter postmigrantischen Vorzeichen betrachtet werden. Die anschließenden Kapitel umfassen Ausführungen zu spezifischen Themenbereichen aus einer postmigrantischen Perspektive: *Kapitel vier* widmet sich der postmigrantischen Urbanität und untersucht, wie Migration Städte und deren soziale Strukturen prägt. *Kapitel fünf* führt eine gründliche Diskussion über die Relevanz von Migration, Transkulturalität und Vielheit. *Kapitel sechs* richtet den Fokus auf Migrationsfamilien aus einer kontrapunktischen Lektüre. *Kapitel sieben* setzt sich mit dem Fluchtphänomen aus postmigrantischer Perspektive auseinander. Das *achte Kapitel* befasst sich mit Schule und Bildung und untersucht, wie ein postmigrantisches Bildungsverständnis neue Möglichkeiten für Chancengleichheit und gesellschaftliche Teilhabe eröffnen kann. Im *neunten Kapitel* werden Überlegungen formuliert, die sich aus der Gesamtdiskussion ergeben und für die weitere Profilierung des Postmigrantischen sowie für ein zukünftiges Gesellschafts- und Demokratieverständnis von besonderer Relevanz sein können.

